Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kalkschmidt, Eugen: Aus dem Dresdner Elbgau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Daß er dennoch einen weitreichenden Einfluß auf jüngere Literarhistoriker und Kritiker gewann, spricht für die Stärke seines Wesens und den Wert seiner Arbeit. Freudig hat sich Adolf Bartels, sein einflußreichster Schüler, immer zu ihm bekannt und betont, daß er mit andern durch Stern zu Hebbel und Ludwig zurückgekommen wäre. Und mit Recht ist noch beim Tode Sterns hervorgehoben worden, daß die fruchtbare Arbeit des Kunstwarts, die ja auch wieder zum großen Teil den Meistern aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zugute kam, durchaus in Sterns Sinne geleistet wurde. Und neben Bartels sind zum Beispiel der mehrfach genannte Hermann Anders Krüger, Heinrich Löbner, Karl Reuschel als Schüler Sterns anzusprechen. Daß sich außer ihnen noch mancher müht, in Sterns Sinne die Literatur der Gegenwart zu beurteilen, weiß jedermann, und in aller Bescheidenheit darf auch ich vielleicht an dieser Stelle solches Streben für mich in Anspruch nehmen, an der Stern oft genug selbst zu Worte gekommen ist. Über seinen literarischen Nachlaß, der guten Händen anvertraut ist, wird nach seinem Hervortreten noch zu sprechen sein. Seine vorhandnen Werke aber sichern dem Dichter und dem Literarhistoriker, der so oft zugleich ein Kulturhistoriker war, ein dauerndes Andenken überall in Deutschland, wo man die echte, aus dem Leben quellende und für das Leben geschaffne Dichtung nicht als ein müßiges Spiel der Stunde, sondern als eine der höchsten Offenbarungen des menschlichen Herzens ansieht und dankbar empfängt.

Heinrich Spiero

Aus dem Dresdner Elbgau

Von Eugen Kalkschmidt

Durch die Linden vor dem Loschwitzer Gartenhäuschen fährt der Wind. Er greift auch ins Gewirr der Rebenlaube, die an die schmale Terrasse vorm Fenster kühn vorspringend hinausgebaut ist, und zaust die welkenden Blätter los. Er packt die Pflaumenbäume, schüttelt sie und biegt die Wipfel breit auseinander. Das gibt dann allemal ein feines Fleckchen Luginsland.

Da liegt im silbernen Morgenduft das weite, weite Elbtal zu unsern Füßen. Schier ohne Ende streckt sie sich nach Westen hinunter, die alte sächsische Fürstenstadt. Dicht zueinander geschart ragen die grauen Türme aus dem Dunst: die eigensinnig rundköpfige Frauenkirche, an der die Bomben des großen Friedrichs glatt wie die Gummibälle abglitten; die ebenmäßige Kreuzkirche, die außen den ehrwürdigen Barock trotz des ganz modernen Ausbaues im Innern behalten hat; die zierlich durchbrochne katholische Hofkirche mit ihrer japanischen Zwiebelspitze; ja selbst die grüne Patina des schlanken Schloßturms leuchtet herüber, wenn die Sonne durchbricht. Sie stehn eng, die alten Türme der ältesten Altstadt, und in klaren Mondscheinnächten wachen sie auf und summen tief in sich hinein von jenen Tagen, als sie jung waren, und als die Welt gottes- und königsfürchtiger war als heute. Denn wie sieht sie heut

aus, ihre Umwelt? Ganze große Kasernenviertel machen sich breit rund herum, weitläufige Villen mit Gärten und Gärtchen ziehen sich stundenlang die Elbe hinauf und hinab, unverschämt qualmende Schlote ragen wie Brandfackeln bald da bald dort mitten aus dem Grün auf, aber ehrenfeste und getreue Kirchtürme sucht man vergebens. Nur so ein paar meist gotisch frisierte Wolkenstecher tun von ferne her wohl so, als ob. Aber es ist nichts genaues, mit ihnen nicht und mit dem ganzen größern Dresden nicht. Das ist der wiederkehrende Grundton dessen, was die gerechten Kirchtürme in stiller Nacht vor sich hinsummen.

Wir lassen das Auge weiter wandern. Sonnenflecke und Wolkenschatten spielen über die Landschaft hin. Hier leuchtet in Streifen ein neues Viertel mit Häusern auf wie abgetrennte Zellen einer Honigwabe; die Verbindungszellen fehlen noch, denn es wird weniger schnell, aber dafür besser, will sagen: solider gebaut jetzt in Stadt und Land. Sogar zu dem alten Brauch der Jahreszahlen, der Namen oder Initialen des Besitzers ist man bemüht zurückzukehren, und die Farbe kommt nun auch außen schon häufiger zur Geltung. Es ist solange über die Furcht vor der Farbe namentlich auch im Hausbau gewettert worden, daß es zu verwundern wäre, wenn sich in der Praxis keine Wirkung zeigte. Die rechte Wirkung aber könnte doch anders sein, als wir sie hier im Elbtale wahrnehmen. Merkwürdige Bauten, teils Zinshäuser, teils Villen, stoßen uns da neu und farbig auf; die einen sind, zwei oder drei Stockwerke hoch, glatt oder rauh verputzt und irgendwie wetterfest gestrichen, grau oder „gräulich". Im dritten oder vierten Stock aber wirds lebendig von Giebeln und Türmchen, recht possierlich im Fachwerk aufgesetzt, mit leuchtend weißen Füllungen und braunem oder rotem Holzaderwerk in die Höhe und Breite. Das sieht nun genau so aus, als wäre dem Herrn Baumeister noch zu guter Letzt die Erleuchtung gekommen: ein bißchen Kunst und Poesie ist doch auch was wert, also nehmen wir ein paar von den alten Bauern- und Winzerhäuschen draußen auf den Bergen und flicken sie unserm großstädtischen Neubau zierlich auf, wie eine bunte Kappe. So gewinnen wir beide Teile: erstens jene Mieter, die immer nach modernen Einrichtungen, nach Luft, Licht und so weiter schreien, dann auch die Gemütsmenschen mit ihrem Alarm für die Volkskunst. Also denkt der Baumeister für sein Zinshaus, so denkt aber auch der akademisch gebildete Baukünstler für sein Familienhaus im Grünen. Zu Dutzenden steigen die Villen empor, denen Giebel und einzelne Wände von Fachwerk auf- und eingesetzt sind, bald hoch bald tief zu Ehren des Deutschen in der Kunst, weil das so gern als „deutsch" beliebt wird, was sich weniger aus der Zweckmäßigkeit, als vielmehr aus dem Bedürfnis nach beglaubigter „Poesie" erklären läßt. Durchaus nicht! wendet der Künstler ein. Wir wollen nur die langweiligen großen Flächen gliedern und beleben, und dazu ist das Fachwerk ein ehrwürdiges, aber auch ein wirklich zweckmäßiges und schönes Mittel. Was macht denn die alten Dörfer so schön, wenn nicht das? Darauf ist zu sagen: Gewiß, wo das Gebälk mit dem Wandgestein vereint den Charakter des Hauses bestimmt von unten auf oder überwiegend vom Erdgeschoß an. Zur farbigen Belebung nur einer toten Wandfläche, dieses Giebels oder jenes Erkers aber plötzlich geometrische Ornamente in Holz rein dekorativ anwenden — darin liegt doch fast immer das Eingeständnis, daß es nicht gelungen ist, die Fläche konstruktiv von innen heraus zu gliedern, zu beherrschen. Gewiß wird es Fälle geben, wo auch solche Dekoration sehr geschmackvoll ausfallen kann. Aber dann wird sie eben farbig dem Charakter des Hauses eingefügt sein, sie wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Harmonie der Flächen, den Rhythmus der Verhältnisse betonen müssen, anstatt sich poetisch breit zu machen, als ein Ding an sich, als ein Schönheitspflaster.

Aber noch weiterhin erstreckt sich der Siegeslauf der Farbe: was uns aus dem Häusermeer dort unten in der gründurchlaubten Dresdner Vorstadt anblitzt, da und dort wieder, das sind keine Spiegelscheiben, ist kein Kupfer- oder Zinkdach, das ist das farbige Glanzziegeldach, das die Erbschaft des schwarzblauen Schiefer- wie des braunroten Ziegeldaches anzutreten scheint. Kunstverständige Leute und Baureformer sind „diesem glänzenden Einfall der Industrie" grundsätzlich spinnefeind. Ich glaube aber, daß die Industrie da nur etwas nachmachen will, was die Ziegelbrenner vor drei- bis vierhundert Jahren wußten und übten. Oder wie wollen wir uns sonst — nur ein Beispiel unter vielen — das Lübecker Rathaus erklären, das trotz mancher Verwitterung heute noch erglänzt in farbig glasierten Ziegeln vom Kopf bis zu Fuß, vom Türmlein auf dem steilen Dach bis zum Pfeilerfundament herunter, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht. Und schließlich gefällt uns diese glänzend freudige Ornamentstickerei in farbigem Backstein doch sehr, wiewohl auch sie immer erglänzt, als ob es just geregnet hätte. Nun ist aber ohne weiteres zuzugeben, daß so ziemlich alle neuen Häuser im Glanzziegeldach, auch die hier unten, einen zwiespältigen, nicht selten auch einen geradezu unangenehmen Eindruck machen. Vollends, wenn allerhand farbige Ornamentik knallig über sie ausgeteilt ist, werden sie dem Auge unausstehlich. Aber das liegt wohl nicht an den Glanzziegeln schlechtweg, sondern an der mißverständlichen Anwendung dieses sehr hübschen und brauchbaren Materials. Unsre Maurer im sechzehnten Jahrhundert empfanden mit natürlicher Sicherheit das Festlichfreudige solchen Glanzes, und darum verwandten sie ihn, wie Lübeck beweist, gern bei Bauten, die aus dem Durchschnitt hervortreten, die repräsentieren sollten. Aber sie empfanden auch, daß es notwendig sei, die Fülle in sich auszugleichen, einmal durch geschickte Verteilung über den ganzen Bau, dann durch die reichste Verschiedenfarbigkeit der Ziegel, von denen einer gegen den andern wohl abgewogen war, ihn zu ergänzen und zugleich hervorzuheben hatte. Aus dieser primitiven Freude am glänzenden Mosaik, die wir, oft ganz versteckt, in fast allen Baustilen wahrnehmen können, entstanden dann die heitersten und kunstvollsten Ornamente. Und besonders lustig wurden sie, wenn, wie in Norddeutschland, das Material noch so nachgiebig war und für Grün, Blau oder Rot mit gleicher Tüchtigkeit „entbrannte", sozusagen. Freilich, sie strichen den Ziegel noch mit der Hand und färbten seine lebendig rauhe Haut mit Farben auf eine Art, die uns verloren gegangen zu sein scheint. Der moderne Baukünstler nun, der meint es anders mit seinem Farbenglanz: er deckt über die Zinsvilla im dottergelben Putz ein Dach mit speckig rostbraunen, wellig gewulsteten Ziegeln, senkt darein noch die Jahreszahl, auch die Initialen des Eigentümers, am schönsten in Lila und Schweinfurter Grün. Allerdings: dergleichen ist nicht schön, weniger aber weil Glanzziegel eine unschöne Erfindung unsrer Industrie wären, sondern vielmehr, weil wir verlernt haben, dieses gute alte Mittel zweckmäßig zu gebrauchen. Weil der Farbensinn gegen einst schwächer geworden ist und kein Arges darin findet, große Flächen einförmig in einen Glanz zu tauchen, der nur einem falsch angewandten Reinlichkeitsbedürfnis entstammt und auch nur ihm Genüge tun kann.

Doch — heben wir das Auge von der allzu kritischen Versenkung ins einzelne und lassen wir es weiter wandern, das breite Tal aufwärts. Jeder,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der die Vorstadt kennt, wird sich wundern, statt der öden Bauplätze des auf Spekulation angekauften und toten „Terrains" zwischen und hinter den neuen Häusern weitgedehnte Gärtnereien, grüne Wiesen und braunviolette Äcker zu entdecken. Der Boden ist hier viel zu kostbar, und der Obersachse viel zu fleißig und berechnend, als daß auch nur ein Fleckchen Erde ungenützt bleiben könnte.

Sie ist eine fruchtbare Mutter, diese Erde des Tales und weiterhin, soweit wie nur das Auge reicht, der sanft ansteigenden Hügel und Vorberge des Erzgebirges. Wenn auch das Korn dort oben fünf, acht und zehn Tage später reift als drunten im Tal, viel schwächer steht es darum dort nicht. Aber die lachende Flur, so schön sie ist, der Segen Gottes auf den Feldern, so dankbar er gepflegt und empfangen wird, muß zurückstehn gegen die Gaben der Tiefe. Die Kohle, die aus den Schloten der Berge fern am Horizont aufdampft, stieg klaftertief ebenda ans Licht, wo sie nun ihre Kraft hergibt, neue Kraft emporzufördern. Diese wandert auch nicht weit, meist nur in die Täler und Tälchen hinab, wo sich in romantischen Gründen bei Wasser und dunkeln Tannen unzählige Fabriken angesiedelt haben. Die Chemie, um die man uns in Paris 1900 so fleißig belobt hat, ist hier viel zu Hause, von dem so unentbehrlichen Papier für die 23000 jährlichen Druckschriften Deutschlands ebenfalls ein Teil; das Eisen in mannigfacher Verarbeitung nicht zu vergessen: hat doch kürzlich die Schiffswerft Übigau bei Dresden der kaiserlichen Reichsmarine einen richtigen ausgewachsenen Torpedojäger geliefert.

Ja es ist ein gesegnetes Land, das vor uns ausgebreitet liegt. Elbaufwärts erstreckt sich in fast ununterbrochner Kette Haus an Haus, Dorf an Dorf, zu beiden Ufern bis Pirna, bis Schandau hin. Dörfer freilich, die sich Schulen und Krankenhäuser bauen nicht schlechter als die Königsstadt selber. So kann ich, wenn ich mich auf meinen Aussichtsturm, den Stumpf eines vom Blitz getöteten Baumes schwinge, beinah die Schule zu Heidenau aus dem Tal aufragen sehen, einen wirklichen Palast mit seinen drei Stockwerken, seiner schlichten Gliederung und anmutigen Zier. Das ist ein Halbmillionenbau, allein als Bau, denn den Grund hat der reiche Fabrikherr des Ortes geschenkt. Ein Bauerndorf könnte sich das natürlich nicht leisten. Freilich hat es andre Werte in die Wagschale zu werfen, ererbte meinetwegen, aber doch Werte, und die stecken in der Schönheit baulicher Gesamt- und Einzelanlagen. Manche Dörfer haben sich inmitten der sehr lebendigen Industrie im Tal noch als reine Ackerbaudörfer erhalten und geben dann Bilder von oft entzückender Traulichkeit.

Dieses sächsische Bauernhaus überrascht zuerst, mag es nun im kräftig gefelderten Fachwerk stehn oder im glatten Putz — durch seine Kleinheit, ja Niedlichkeit: die Stockwerke, von außen betrachtet, erscheinen häufig so niedrig, daß man gar nicht begreift, wie ein Mensch von einiger Statur da überhaupt drin aufrecht stehn kann. Zwei solcher Stockwerke sind so hoch wie ein einziges in städtischer Proportion, was oft genug unmittelbar nebeneinander recht drollig zu beobachten ist. Die Fenster sind meist gerade groß genug, daß man den Kopf und eine Schulter hindurchdrücken kann. Die Tür, die Stiege, alles ist aufs knappste ausgerechnet und eingeschränkt. Trotzdem überwiegt die Lust beim Anschauen dieser Enge durchaus, denn sie ist, mag sie uns heute auch abnorm eng, unbequem erscheinen, doch ganz entschieden aus lebendigen Bedürfnissen erwachsen, sie bietet sich überdies nach außen hin so gemütlich, sei es geschlossen oder aufgetan dar, sie läßt bis ins kleinste hinein mit Blumen, Gemüsebeet, Spalierfrucht und Rebenkultur eine so intensive Arbeitsfreude

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spüren, daß man das Entzücken Ludwig Richters begreift, der nicht müde wurde, uns diese dahinsterbende Kleinwelt im Bilde zu bewahren.

Die neuen Arbeiterhäuser mit ihren hohen Stuben stehn dem gegenüber in den stereotypen zwei Stockwerken mit Mansarden im steilen Schieferdach ungefähr da wie Bataillone. Gerade wie wenn einer sie kommandiert hätte: Richt euch! Immerhin könnten sie dem Kommando folgen, denn sie stehn meist für sich allein, und ein wenig Gartenland vorn und hinten ist auch da, daß sie sich rühren könnten. Aber um wieviel öder muten sie an! Es ist eben der alte Unterschied, ob einer im Besitze oder zur Miete wohnt. Der Bauer besitzt, der Arbeiter mietet. Und wie dürfte er sich da erlauben, Spaliere an der italienischen Palastfassade hinaufzuführen für Obst und Weintraube! Es ist schon alles mögliche, wenn die kleinen Vorgärten mit ihren Lauben und kümmerlichen Gemüse- und Blumenbeeten noch sorgsam instand gehalten sind, wie man sie fast überall findet.

Unvermerkt haben wir uns mit dem vorstehenden schon auf die Wanderschaft begeben. Loschwitz mit seinem neuen Wahrzeichen: dem weißen Würfelturm der Schwebebahn auf der vorspringenden Kuppe liegt weit drüben im Dunst. Am Eingange des Müglitztales stehn wir, das an dem alten Burggrafenstädtchen Dohna vorüber zum Kamm des Erzgebirges und weiter führt nach Böhmen hinab. Unser nächstes Ziel liegt viel näher. Es ist ein Schloß, ein Königsschloß, das versteckt und fast verwunschen wie weiland Dornröschens Märchenschloß irgendwo auf den Höhen liegt, an deren Fuße wir stehn. Auch da wir droben und durch das Dorf Kleinsedlitz hindurch sind, sehen wir keine Spur von einem fürstlichen Wohnsitze. Bis uns die schnurgerade Lindenallee eines neuen Dorfes in ihre Sackgasse laufen läßt, und dort am Ende, wo sich der Boden neigt, öffnet sich hinter einem schmucklosen Gittertore, zwischen Buchsbaumpyramiden hindurch ein schmaler Durchblick in ein kleines Gartental mit aufsteigenden schweren Baumgruppen als Abschluß. Wir gehn an bescheidnen Wirtschaftsgebäuden vorbei in einen engen Blumenhof, an der Rückwand eines langgestreckten Barockbaues, der bis ans Dach in die Erde eingegraben scheint, entlang, um die Ecke herum und auf die Terrasse hinaus. Da liegt er vor uns, schweigend, verträumt und verlassen: der Garten und Park von Großsedlitz, und hinter uns, das lange Gebäude mit griechischem Mittelgiebel und den beiden leicht erhöhten Mansardendächern an den Flügelenden: das Schloß, das Versailles Augusts des Starken.

Eine ganz wundersame historische Stimmung umfängt uns. Der leise Hauch des Verfalls, der von den verwitterten gelben Putzwänden, den leeren hohen Fenstern und den grün verblichnen Läden herüberweht, sich mit dem Duft der welkenden Lindenblätter vermählt und auch das reiche grüne Leben auf den Terrassen und in den ehemaligen Wasserbecken umfängt; die kaum unterbrochne Stille hier, wo alles auf festlich übermütige Heiterkeit, auf unbekümmerten Lebensgenuß, auf die sorgsame Verherrlichung des Menschen durch Überwindung und Regelung der Natur zugeschnitten ist, „zugeschnitten" im genauen Wortsinne; und inmitten nun der moderne Mensch, mit dem ehernen Rhythmus der Eisenbahn, der Maschinen, mit dem Rhythmus der angespanntesten Arbeit im Blute — welcher Kontrast! Atemholend, aufatmend bleibt man stehn. Unwillkürlich verlangsamt sich der Schritt, feierlich fast wandelt man dahin, statt, wie vordem, zu wandern oder, wie im Alltage, zu hasten.

In drei Terrassen, durch Sandsteinbalustraden eingefaßt und durch majestätische Freitreppen verbunden, senkt sich das Gelände zu Tal, zum großen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sammelbecken hinab, das alle die sprudelnden und springenden, stürzenden und steigenden Wasser aufzunehmen hatte, die Wasser, deren Künste ringsum den ganzen Park belebten, und deren höchste Schönheit in den Kaskaden zum Ausdruck kam, die jenseits des großen Beckens, schnurgerade abgetreppt, den Hang hinunterschäumten, von Statuen, Buchsbaum und verschornen Linden eingefaßt. Genau auf die Schloßmitte zu rauschten sie, und damit taten sie mehr und schöneres als die Gewässer von Versailles, die, breit in die Kanäle und Becken gelagert, vom Schlosse weg streben und freilich auch an Sonn- und Feiertagen springen.

Wo aber kommt das viele Wasser her? Hier oben auf dem hohen Rande des dämmernden Elbtals in der Tiefe? Vielleicht war es gerade das, was den starken König reizte, als er im Jahre 1723 den Besitz um 100000 Taler vom Grafen Wackerbarth erstand: wer sich so oft als Halbgott angefeiert, angedichtet und in Stein gehauen sah, wie sollte der nicht im Gefühle seiner Gottähnlichkait die Bangnis vor der eigensinnigen Natur verlieren! Wie ein Pharao frischweg befahl der König, und siehe da: binnen vier Jahren war, in aller befohlnen Stille, das Wasser gehorsam zur Stelle und, als Ersatz der einstigen Spargelbeete des Grafen, der Garten auch. Stundenweit führten kostspielige Bleiröhren die Wasser des Müglitztales dem Schlosse zu, Hunderte von Händen hatten sich gemüht, die Laune des Herrschers zu erfüllen, und nun konnte das königliche Liebesspiel, das gerade an der Reihe war, mit Haschen und Verstecken, im Wechsel der Sprödheit und Hingabe, des schmeichelnden Werbens und der derben Gewalt beginnen. Beredsam sprechen die stummen Liebesgruppen im Schatten der Alleen noch heute; der König selber hatte den Steinbildhauern des Zwingers die Motive angegeben, und so steht er denn da, als antikisch aufgelehnter Herkules, wie ermüdet von dem Gewicht des eignen Riesenleibes. Oder Daphne flieht und wandelt sich vor ihm, dem strahlenden Apoll. Oder Syrinx hebt abwehrend den Arm, natürlich nur zum Scheine klagend, und nach jener Seite hin, wo der königliche Faun mit der Allongeperücke nicht steht. Atalanta aber scheint nicht abgeneigt, sich mit dem entschlossenen Meleager in nähere Unterhandlungen einzulassen. Eine groteske Gesellschaft. Alle haben sie Tanzunterricht genommen, bevor sie auf ihre Postamente geklettert sind, und die rundlichen Glieder und die Stupsnasen, die koketten Stellungen im antik geschürzten, vielsagenden Gewande — sie geben einen ungemein erheiternden Begriff von der damaligen „Auffassung" der klassischen Kultur Altgriechenlands.

Aber dieser ganze Garten mit seinen Durchblicken und verschwiegnen Laubgängen, dem wundervollen Wechsel seiner Linien und Flächen, sei es in den Wegen, den steingefaßten Becken und Terrassentreppen oder den verschornen Linden, den Buchsbaum- und Taxushecken, die heute durch Nußbaum ersetzt sind — gibt er nicht ein köstliches und in seiner Art unübertreffliches Musterbeispiel der raffiniertesten Fürstenkultur? Ästhetisch so raffiniert, daß wir uns heute dagegen wie Barbaren vorkommen. Freilich auf der andern Seite, vom ethisch so zweifelhaften Untergrunde dieser ganzen verklungnen Herrlichkeit ganz abgesehen — immerhin als fortgeschrittene Barbaren. Was war denn jenem Geschlechte, so raffiniert es die „Wollust" des Daseins auskostete, so graziös es die niedere Sinnlichkeit mit Redensarten bekränzte — was war ihm im Grunde die Natur? Die „große Natur" Hölderlins? Die brüderliche Naturwelt Goethes? Keinen Blick hatte der König für die Weite ringsum: für die Schönheit der Aussicht ins heitere Tal hinunter und auf die fernen Berge

hinaus. Keinen Sinn für das Aufgehen ins große Ganze. Ein Denkmal selbstherrlichen Fürsten- und Menschentums, gewiß, das ist ein solches Wunderwerk architektonischen Gartengeschmacks, aber es ist ein Menschentum, das auf der Kippe angelangt war und dann auch hinuntergepurzelt ist, verwünscht von Tausenden, verwunschen in seinen Malen. Aber nicht unschuldig verwunschen wie Dornröschen und ihr Schloß, sondern von der Zeit mit unentrinnbarer Hand beiseite geschoben und eingesponnen in träumerische Herbstromantik. Da steht es nun, das sächsische Versailles, steht und zerfällt, und wenn wir auch stundenlang drin säumen mögen — leben, nein, das möchten wir nicht in ihm. Eben weil wir, wenn auch vielleicht ästhetisch mangelhaftere Lebenskünstler, aber dafür bessere Menschen geworden sind. Das können wir uns ruhig sagen, ohne rot zu werden; es bleibt immer noch genug übrig, was der Vollkommenheit im Wege steht.

Weiter gehts dem Tale zu. Im Osten, schon ganz nahe uns zu Füßen, liegt Pirna, malerisch und machtvoll überlagert von der alten Feste Sonnenstein, die freilich durch schlechte Neubauten viel von ihrem Reize verloren hat. Die Stadt selbst, die auch heute noch die große Malerfreude Canalettos durch zahlreiche schöne alte Häuser und Straßen beglaubigt, darf uns nicht aufhalten. Wir wollen hier, die Granitkuppen und Basaltkegel des Erzgebirges hinter uns, die Sandsteinwürfel der Sächsischen Schweiz zur Rechten lassend, über die Elbe setzen.

Auf dieser, der rechten Uferseite, gibts keine Eisenbahn; die Berge treten mit saftig grünen Hängen bis dicht an den schnellen Strom. Alles wird ländlicher, stiller, beschaulicher. Mit überaus anmutig geschwungner Linie steigen die Pillnitzer Höhen vor uns auf, Ausläufer der Schweiz, die das Wasser in Jahrmillionen ihrer grotesken Quaderformen entkleidet und mit fruchtbarem Schlamm zu freundlichen Obst- und Weinbergen umgeschaffen hat. Das ockergelbe Lustschloß Pillnitz liegt da mit seinen chinesischen Zipfeltürmchen und der verschwiegnen wilden Insel davor, die um manches galante Abenteuer ungenierter Zeiten wissen mag. Steigen wir durch einen der vielen „Gründe", den ungeheuer besuchten Sonntagsgegenden von Dresden und Umgegend, auf die Höhe, etwa auf die des sächsischen Rigi, des Porsberges, so breitet sich vor uns nach Norden in sanften Wellen und schroffen Talschnitten ein reines Acker- und Forstgelände. Hier ist alles noch rein in dörflicher Kleinkultur erhalten, höchstens eine einsame Ziegelei streckt ihren roten Zeiger aus der lehmigen Mulde in die Luft.

Aber auch für Romantik ist gesorgt: seltsam steil, mit zackig zerrissener Silhouette erhebt sich ein paar Stunden nach Nordwesten zu die Ruine Stolpen aus dem hügligen Gelände. Das Schloß und die Stadt, deren Häuser traulich eng den Burgberg hinaufgeklettert sind, haben ihre Merkwürdigkeit und ihre Geschichte. Das Schloß steht nicht auf Sandstein, wie alles Erhöhte umher, sondern auf Basalt, der hier sofort versteinert ist, als er einen Ellbogen in vulkanischem Zorn herausstrecken wollte aus der weichen Sedimentschicht. Nun ist es prächtig zu sehen, wie die fünf- und siebenkantigen Basaltsäulen schräg und dicht emporgestiegen sind, eine fast wie die andre so groß und eine die andre mit dem ganzen Leibe stützend. Obenauf das Schloß, wie wenn es dort gewachsen wäre. Von den paar mächtigen Türmen, die noch stehn, war der eine, der runde Johannisturm, das Gefängnis der Gräfin Cosel, der berühmtesten Maitresse Augusts des Starken. Neun Jahre währte ihre Macht über den König, fast fünfzig Jahre saß sie zu Stolpen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrer Verbannung, und einundzwanzig Jahre davon bewohnte sie drei übereinanderliegende Gemächer im Turm, dessen Schießscharten man ihr zu Fenstern erweitert hatte. Eine lange Buße für die kurze Herrlichkeit, die bei ihrer unersättlichen Habgier freilich nicht lange dauern konnte. Das arme ausgesogne Land hat an den neun Jahren lange zu zahlen gehabt. Und doch, so seltsam wandeln sich die Gefühle: heute denkt der Sachse mit einem gewissen Stolze auch an diese Gestalt seiner vaterländischen Vergangenheit zurück und möchte sie nicht missen.

Dem Sachsen geht die Höflichkeit bekanntlich über alles. Was hierzulande „hübsche Leute" sind, die sind höflich, anständig, gebildet zu andern Leuten. Das war schon vor hundert Jahren so, wie denn Kügelgen in seinen Lebenserinnerungen die Obersachsen das gebildetste Volk des damaligen Europas nennt. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß sie über Fragen des guten Geschmacks oft in heißem Streite entbrennen, was dem Berliner aus dem Durchschnitt kaum passieren könnte, denn ihm ist der „Klimbim" ziemlich „schnuppe", sozusagen. Der Obersachse ergeht sich gewissenhaft in der Natur, die ihn im Elbgau so reich und anmutig bedacht hat, und die Wege, auf denen er sich ergeht oder fährt, haben genau die höfliche Schwingungslinie, die er selber liebt. Tal oder Hügel geben sie ihm zur Lösung auf, gewiß, aber ein unverkennbares Gefallen am sanften Schwung kommt doch zuletzt bestimmend hinzu. Auch eine elegische Naturpoesie findet man wohl dann und wann mahnend am Wege stehn. So fand ich einmal im Weißeritztale folgenden gemütvollen Vers:

Jugendheiter ziehn die Wellen,
Ihrem Gruße magst du lauschen,
Bis du in der Brust die Quellen
Der Erinnerung hörst rauschen.

Ein englischer Beobachter, der Dresden vor achtzig Jahren bereiste und an der Stadt, ihren Schönheiten und Sehenswürdigkeiten gar nichts besondres findet, hebt diese beschauliche Genußfreudigkeit an der Natur sehr hervor. John Russell schreibt: „Mit Ausnahme vielleicht der Wiener ist keine Bevölkerung so geneigt, vor die Tore der Stadt zu gehn, wie die Dresdner Sachsen, da keine ihrer Hauptstädte so viele Verlockungen dazu bietet. Wald und Wasser, Gebirge und Ebene, Schluchten und Täler, Getreide und Wein, Palast und Hütte, alles zusammen in glänzender Vereinigung und sich entwickelnd in einem Klima, das diesseits der Alpen genial genannt werden könnte."

Auch die Elbe neigt in ihrem Laufe durch den Gau zu einer derart gemäßigten, höflichen „Genialität", um mit Russell zu reden. Mit ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit schlängelt sie sich durch das Tal am Fuß der Berge hin. Seit ihr die Ufer eingedämmt und zum Leidwesen aller Enten, Gänse, Fische, Krebse und Maler auch noch gepflastert sind, macht sie ordentlich elegante Linien. Ists ein Wunder, daß Barock und Rokoko gerade in Dresden zu eignem heiter durchgebildeten Angesicht kamen? Die obersächsische Elbe schlängelt sich, sie bricht, sie staut sich nirgends, wenigstens nicht lange, sie räumt sichs weg, denn sie weiß, was sie will. Obs ein Sandsteinfelsen oder eine schöne alte Brücke ist, gilt ihr gleich. Zunächst nimmt sie an der Augustusbrücke Anstoß, dem Stolz der Stadt, des Gaues, des Landes. Die Pfeiler stehn schief zur Richtung des Stromes. Nun muß die Vielhundertjährige dahin, denn die Wellen wollen ihr Recht, und die Schiffer und Flößer, die zwischen den engen Bogen dann und wann einmal anstoßen, daß es kracht und splittert,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind für die Romantik schöner alter Brücken durchaus nicht zu haben. Es ist ihnen einerlei, ob die Franzosen oder die Kalmücken jene zwei Pfeiler 1813 in die Luft sprengten; sie wissen nichts von Napoleon, der alsbald wiederkam und mit der Uhr in der Hand die Zimmerleute antrieb, die Lücke zu füllen für ihn und seine Soldaten. Die Brücke muß fort. Seis drum, denn es ist gute Hoffnung, daß die Nachfolgerin das unvergleichliche Stadtbild Dresdens nicht schädigen, sondern künstlerisch erneuern wird. Die ästhetischen Interessen der Allgemeinheit haben hier gerade noch im letzten Augenblick Einfluß auf die Neugestaltung gewonnen. Anstatt eines tiefbauamtlichen Ingenieurwerkes aus Stein und Eisen, wie wir es schon in zwei verfehlten Elbbrücken mit in den Kauf nehmen mußten, wird nun ein Entwurf ausgeführt, den Wilhelm Kreis architektonisch überaus wirksam den technischen Anforderungen anzupassen wußte, ohne seiner Monumentalität Abbruch zu tun.

Es ist Abend geworden in meinem Loschwitzer Gartenhäuschen, ein linder Sonntagabend. Fern hinein in den Dunst der Stadt und des breiten Tales sank die Sonne, ein paar Spatzen streiten mannhaft ums warme Nest, und die Menschen machen auf ihre Art Musik: sie juchzen, singen und konzertieren hüben und drüben in den Elbgärten, daß es schallt, sie böllern, daß man meint, die Franzosen wären noch da. Und die gemütlichen Paddeldampfer wälzen sich gelassen mit Tausenden beladen den Strom hinauf und hinab. Da sehen wir zwischen den schwarzen Baumkronen ein andres, wundersames Bild: im Tal, das jetzt kein Ende mehr hat, ist es erwacht von hunderttausend Flämmchen, die flimmern und glitzern, daß es eine Lust ist, wie Glühwürmchen zum weiten Nachthimmel auf. Von da oben aber schaut Stern an Stern herrlich hernieder; die verstehn das Leuchten freilich immer noch besser als das lichteste Erdental.

Zwei Ölbäume

Novelle von Luise Algenstaedt

(Fortsetzung)

Schlomes Verstand war durch seine frühen Talmudstudien in außerordentlicher Weise geschliffen und zugespitzt worden. Er holte nun weit aus und begann zu sagen, welche vorzügliche Schule er lange Zeit auch noch bei dem Agenten und Winkelschreiber Morgenrot durchgemacht habe, denn jetzt fühle er sich den verwickeltsten Geschäftslagen gewachsen. Sein Reichwerden im Geschäft des Oheims sei jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Was hat die großen Leute von Amerika heraufgebracht aus dem Straßenstaub? rief er eifrig, die eiserne Energie — die Sparsamkeit — und der feine Kopf! Und er schilderte mit leidenschaftlicher Beredsamkeit die Mühen und Plagen und die Siege aufstrebender junger Geldleute. Von jedem einzelnen der Milliardäre kannte er auf das genauste die Lebensgeschichte; er wußte, was jeder entbehrt und gewagt hatte. In Schulterhöhe griffen seine Finger und Hände dabei erläuternd durch die Luft; das Cheder*) mit seinen oft nicht mehr ganz

*) Die jüdische Volksschule Polens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG